Die Sonne.

Von Ottilie Ehlen.

„Nein, es ist nicht auszuhalten mit dem kleinen Unhold," rief die junge Mutter ungeduldig aus und stampfte mit dem weißbeschuhten Füßchen unwillig auf den Fußboden:

„Jmmer war sie ein unerhörter, kleiner Schreihals — und nun ist sie ein beispielloser Unband, der uns tyrannisirt."

Und in der That, die Kleine stellte oft das ganze Haus auf den Kopf, so voller Uebermuth, Eigensinn und immerwährende, Unrast war sie. Als Baby hatte sie oft, fast ohne Unterbrechung, Tag und Nacht geschrien; und die angsterfüllte Mutter hatte wiederholt den ihrem Hause befreundeten Sanitätsrath rufen lassen und diesen gebeten, das Kind, das durchaus Schmerzen leiden und krank sein müsse, gründlich von neuem zu untersuchen.

Lächelnd hatte der Arzt den Wunsch der jungen Mutter wiederholt erfüllt, aber des Resultat der Untersuchung war stets das gleiche geblieben: „Gesund, gnädige Frau, kerngesund und kräftig ist die Kleine, es fehlt ihr nicht das geringste; allein sie gehört zu den sogenannten „schlimmen Kindern" — und Sie müssen Geduld haben, viel Geduld! — das wird sich später alles geben."

So hatte der Arzt die Besorgnis der jungen Mutter zu beseitigen gesucht, sie ermahnt und tröstend auf die Zukunft verwiesen.

Doch nun war die Kleine ja bereits drei Jahre alt, und immer noch gehörte sie zu den „schlimmsten Kindern". Das war nicht zu ertragen. Tische, Stühle und Wände betrizelte sie, und beschmierte die Tapeten mit den Farben aus dem Farbenkasten, welches der närrische Vater der Kleinen dieser, gegen den Willen der Mutter, geschenkt hatte.

Wollte Mama die Farben fortnehmen, dann begann das Kind ein Zetergeschrei, als ob es am Spieße stecke. „Laß sie doch, laß sie thun, was sie will!" rief der Vater oft, wenn Mama mit der Kleinen rang.

„Du wirst schon sehen, in dem Kinde steckt ein Genie; ein Kunstgenie! Wie oft habe ich in den Biographien großer Künstler gelesen, daß diese als Kinder immer unbändig gewesen sind; wild und ungebärdig wie unsere Kleine! Du wirst es erleben, sie wird dereinst wenigstens eine Rosa Bonheur oder eine Angelika Kaufmann."

So der hoffnungsfrohe und stets geduldige Vater . . . .

Aber Klein-Ella verdarb nicht nur die Tapeten, die Politur der Möbel und deren Damastbezüge, sie zerbrach auch alles, was ihr in die Hände kam. Das schönste Spielzeug erfreute sie dann erst am Morgen, sobald es zerbrochen zu ihren Füßen lag. Reizende, goldumrandete Tellerchen, kleine Schalen, Tassen — alles zertrümmert sie aus Muthwillen; riß ihren Puppen die Leiber auf und die schönen schwarzen oder blonden Locken aus — genug, nichts war sicher vor der kleinen rast- und rastlosen Zerstörerin.

Mama schalt und strafte weiblich. Aber was half das? . . . Drei Jahre! Du lieber Gott! . . .

Zuweilen aber hatte das Kind auch kontemplative Anwandlungen. Dann setzte sie sich, mit dem Gesicht der tapetenbedeckten Wand zugekehrt, stumm hin, und blickte mit großen Augen unverwandt die Tapete an.

„Siehst Du," wandte der Vater sich dann zur Gattin: „Jetzt studirt sie die Arabesken und Figuren! In ihrem Kopfe stehen bereits die Fresken voraus, die dereinst unter ihrer Hand entstehen werden."

Aber Mama zog die Augenbrauen in die Höhe und zuckte ungläubig, fast verächtlich mit den entblößten Schultern.

Eines Tages war die junge Frau mit dem Aufräumen ihres Antiquitätenschrankes beschäftigt, und Klein-Ella verfolgte, heute besonders ruhig, jede Handbewegung der Mutter mit ihren großen, glänzenden Augen. Soeben hatte die Letztere eine feine, wunderschöne Vase von dem Brett des Schrankes genommen, um dieselbe vom Staube zu reinigen, als sie abberufen wurde. Die unvorsichtige junge Frau eilte hinaus und ließ das Kind bei dem geöffneten Schrank im Zimmer allein.

Kaum aber hatte sich die Thür desselben hinter der Davoneilenden geschlossen, als das Kind auch schon um den Tisch, auf welchem die Vase stehen geblieben war, entzückt herumzuhüpfen und die Händchen nach dem in verschiedenen Farben strahlenden Gegenstand auszustrecken begann. Ellas Kopf reichte noch nicht bis zur Höhe des Tisches, allein die Vase stand dicht am Rande desselben. Die Kleine stellte sich auf die Fußspitzen, reckte die Aermchen — ein Griff — und in tausend Scherben zertrümmert lag das Werthstück am Fußboden.

Diesmal jedoch lachte Ella nicht. Erschrocken blickten ihre Augen auf die Trümmer. Und schon stürzte auch, ganz entsetzt, die Mutter in's Zimmer, durch den Klang des zerspringenden Porzellans vor dem Unheil in Kenntnis gesetzt.

Mit geröthetem Gesicht und zornfunkelnden Blicken herrschte sie die Kleine an: „Was hast Du wieder angerichtet? Du unartiges, Du schreckliches Kind! Jetzt aber bekommst Du die Ruthe!" Und sie eilte, das Strafinstrument zu holen. Ella aber huschte inzwischen behend zur offenen Thür hinaus.

Die junge Frau mußte, mit der Ruthe in der Hand, das Kind durch die Flucht der Zimmer suchen. Sie fand es erst im letzten der Räume. Dort saß Klein-Ella auf einem Fußbänkchen an der Wand, dem Fenster gegenüber, durch welches die untergehende Sonne hereinleuchtete

Zornglühend eilte die Mutter auf das Kind zu, bearbeitete dessen Händchen tüchtig mit der Ruthe und hielt ihm eine ernsthafte Strafrede, deren Inhalt kaum eine dreizehnjährige begriffen und beherzigt haben würde.

Die Kleine weinte nicht ob der Ruthenstreiche. Sie suchte sich diesen weder zu entziehen, noch sah sie die schellende Mutter an; starr blickte ihr Auge nach dem gegenüberliegenden Fenster.

„Du machst Dir gar nichts aus der Strafe?" rief nun die ganz empörte junge Frau. „Du hörst mich schelten und bittest nicht ab? — Du blickst die erzürnte Mutter nicht einmal an? — Na wart'! Ich werde Dir geben! . . . . Wo schaust Du denn eigentlich hin?"

„Ella sieht die Sonne an! Klang es hierauf beinahe feierlich in langsamen und wie schwer betonten Lauten von den Lippen des Kindes.

Bestürzt verstummte die Mutter. Wie die plötzliche Offenbarung eines Wunders wirkte diese überraschende Aeußerung des Kindes auf die eben noch so leidenschaftlich erregte junge Frau. Erstaunt blickte sie auf die Kleine nieder, die Ruthe entsank ihren Händen und langsam wandte das Haupt nach dem dom Sonnenlicht durchfluteten Fenster. Das majestätische Gestirn war im Sinken begriffen. Die ruhige Erhabenheit und Schönheit des Sonnenunterganges hatte das Herz der jungen Frau noch niemals in dem Maße gerührt und ergriffen, wie heute. Alle kleinlichen Regungen der Menschenseele, Verdruß, Aerger, Zorn und deren Aeußerungen erschienen ihr mit einem Mal so verächtlich und verwerflich, und sie schämte sich deren. Sie hockte sich zu der Kleinen nieder, ergriff deren geröthete Händchen und bedeckte diese mit ihren Küssen.

„Gelt, Ella," stieß sie fast schluchzend hervor, „Du hast die Sonne lieber wie Deine Mama? Die Sonne zankt nicht mit Dir, schilt und straft Dich nicht — und sie ist so gut und schön!" . . . .

Da schlang das Kind seine Aermchen um den Hals der bereuenden Mutter und stammelte:

„Mama auch schön! — Mama lieb — Ella auch Mama lieb hat!" — — —

Von diesem Augenblick an begann die junge Frau eine andere Erziehungsmethode zu verfolgen, deren Prinzipien Liebe, Geduld und Nachsicht waren.

Und so hatte denn die Sonne, die Segenspenderin, die Keimerweckerin, in dem Herzen der jungen Mutter den verborgen schlummernden Keim der rechten Liebe erweckt; jener Liebe, die alles versteht, alles erträgt und duldet, die alles verzeiht und aus deren Frucht sich sodann die echte Gegenliebe dessen ernten läßt, der sie empfangen und genossen hat.

„Ja, was machen wir da nur?" schorte sie in seinem Tonfall und fing herzlich zu lachen an über das große, wunderliche Menschenkind vor ihr, und ohne zu wissen warum, lachte er mit, und durch das gemeinsame Lachen einander nahe gebracht, blieben sie mitten auf der Straße im schönsten Regen stehen, er Schirm, Griff und Papierrolle an sich drückend.

„Was haben Sie da?" fragte sie neugierig.

„Ein Manuskript, das ich zur Zeitung bringen wollte."

„Das werden Sie in dem Zustande wohl nicht einreichen können?!"

„Das glaube ich selber." Wieder lachten beide.

„Wollen wir nicht lieber untertreten?" fragte sie wie selbstverständlich, als es jetzt heftiger zu regnen begann.

„Sie könnten ja bei mir eintreten und den Regen dort abwarten. Ich wohne nahebei und zu ebener Erde," schlug er vor und hielt, erschrocken über seine Kühnheit, inne. Es ging ja über den Hof; daran hatte er nicht gedacht.

Prüfend sah sie ihn an, von oben nach unten und von unten nach oben. Dann flomm es belustigt in ihren Augen auf, und sie sprach halb befehlend:

„Schön! Treten wir bei Ihnen ein!"

Durch den strömenden Regen wanderten sie seiner Wohnung zu.

„Oh, oh!" machte sie und balancirte mit den eleganten Stiefeletten auf dem unebenen Pflaster des Hofes. „Wer da Hühneraugen besitzt!?"

Nun legte er die Hand auf den Drücker und öffnete.

„Ist die Thür nicht verschlossen?" staunte sie.

„Was sollte man mir wohl stehlen? — All mein Reichthum besteht in Büchern, in nichts als Büchern."

Jawohl. Bücher standen auf hohen Regalen, auf dem Schrank, auf dem Vertiko; Bücher lagen auf dem Tisch, auf der Kommode, lagen auf den Stühlen, auf dem Diwan, sogar beim Bett auf der Erde.

Mit verschmitztem Spitzbubenlächeln erspähte sie das alles, das ungeordnete Lager, über das er verlegen jetzt den Ueberzieher breitete, den Schlafrock mit dem großen Winkeleisenriß, das noch nicht weggeräumte Geschirr, und um ihm Zeit zu lassen, einiges zu ordnen, trat sie auf den Balkon hinaus.

„Sollte man solch' ein Stück Romantik in dem nüchternen Berlin für möglich halten!" rief sie. „Es gefällt mir ausnehmend bei Ihnen!" Sie warf den langen Seidenmantel zurück und hing ihn über den Lehnstuhl. Er hatte indessen den Diwan freigemacht, und sie ließ sich mit der Unbefangenheit der vornehmen Weltdame nieder und begann, sich der langen Handschuhe zu entledigen. Einer Eingebung folgend, streifte sie vorsichtig zugleich mit den Handschuhen auch die funkelnden Ringe, die ihre Finger schmückten, ab und barg alles in der perlgrauen Krokodilledertasche, die sie neben sich legte. „Nun theilen Sie mir Näheres aus Ihrem Leben mit," sagte sie, „es interessirt mich. Berliner sind Sie nicht, das weiß ich schon."

Und er erzählte von den Eltern, die in der kleinen Residenz gewohnt, von seinen Studien, wie er den Doktor gemacht und bei der Vorbereitung auf das Staatsexamen zu der Ueberzeugung gekommen sei, er tauge nicht für den Lehrberuf; von seiner überhandnehmenden Liebe zum Schriftenthum, seinen ersten Versuchen und Enttäuschungen und dem festen Glauben an sich. Er sei eine Stehaufnatur und hoffe sich mit seinem Theaterstück doch noch durchzusetzen.

Sie hatte ihm zugehört, den Kopf in die Hand gestützt. „Das ist es?" fragte sie und nickte nach dem Manuskripte hin. „Sie werden es mir nachher vorlesen. Aber nun lassen wir unsere materielle Hälfte auch zu ihrem Rechte kommen: Haben Sie etwas zu trinken?"

„Ich könnte Ihnen Thee bereiten!"

„Schön, aber Sie müssen uns etwas dazu holen; denn ich gedenke hierzubleiben. Ihre Vorlesung soll mir heute das Schauspielhaus ersetzen. Ich habe ein Billett dafür in der Tasche. Es wartet dort jemand auf mich in der Loge, den ich kennen lernen soll, wie zufällig! — Zwecks einer Heirath," fügte sie achselzuckend hinzu. „Es ist der Sohn einer Freundin meiner Tante. Der Betreffende ist reich."

„Ich wollte, ich wäre es auch," entfuhr es ihm, „aber ich bin nur ein ganz armer Teufel, mit Aussichten gleich Null." Er seufzte.

„Das wollen wir erst sehen! Aber schalten wir zunächst all diese Dinge aus, und genießen wir die gewisse Gegenwart. Sie werden jetzt etwas Kuchen kaufen und ein paar Bisquits. Es regnet fast nicht mehr. Also los!"

Er stürmte dahin und verwünschte im stillen sich, seine Langschläferei und sein unordentliches Zimmer.

Inzwischen las sie einige umherliegende Gedichte von ihm, schuf auf dem Tische Platz, goß das brodelnde Wasser auf den Thee und stellte die zwei henkellosen Tassen, die sie heiß ausspülte, zurecht.

Da kehrte er auch schon mit dem Kuchenpaket zurück.

Jetzt sagte er: „Oh, oh!" beim Anblick der Tassen.

„La vie de Bohème" ins Deutsche übertragen."

„Nein, wenn ich schon ein Zigeuner bin," entgegnete er, „sollen Sie doch bei mir nicht aus solcher Tasse trinken!" Er hob aus dem Schrank eine Kiste mit einem messingenen Vorlegeschlößchen, öffnete sie und entnahm behutsam aus Wattenhüllen zwei Sèvrestassen, Zucker- und Kuchenschale.

„Service zu zweien: ein Hochzeitsgeschenk Ihrer Eltern?"

„Ja, nach dem Tode meines Vaters ward es nicht mehr benutzt, und weil es meine Mutter so hoch hielt!" . . .

„Erinnerungen heiligen die Geräthe," fiel sie ein. „Ich danke Ihnen."

Sie tranken den Thee, plauderten und schwiegen, und ein seltsames Gefühl beschlich ihn, als habe er in dämmernden Nebeln längst versunkener Vergangenheit sich schon einmal so diesem schmalen, länglichen Gesicht gegenüberbefunden.

Und dann las er sein Stück.

Sie lauschte leuchtenden Auges, mehr und mehr im Banne seines Vortrages, und die Röthe seelischer Erregung färbte ihr Antlitz. Nach jedem Akte sprachen sie. Und jetzt war er mit einem Male sehender geworden. Anders gestaltend, fand er beschwingte, freiere Worte, Bilder überstürzten sich, und aus tiefinnersten Gründen brachen ungeahnte Quellen heißer Ergriffenheit: sein eigenes Phantasiewerk erlebte er nun erst. Dabei erfüllte ihn das große Beglücktsein, ein so volles Verständnis für sein eigenstes Ich bei ihr zu finden. Und sie redeten von seinen Hoffnungen und Plänen, und er fühlte Jünglingsfeuer in seinen Adern: es gab keine Hindernisse, er würde sie besiegen, sich durchringen. —

Es war spät geworden. Sie erhob sich und ließ sich den Mantel umlegen. Er mußte ihr den Arm bieten, als sie über den Hof schritten. Plötzlich lachte sie leise in sich hinein: sie hatte ihre Tasche liegen lassen. Er wollte wissen, weshalb sie lachte, aber sie meinte geheimnisvoll: „Später, später werden Sie es wissen!"

Als er sie nun bis zu ihrem Hause begleitet hatte, blieben sie vor der Thür stehen, die sie aufschloß. Dann aber zögerten sie noch immer, auseinanderzugehen, und da fiel es ihm von den Lippen: „Dieser Tag, der für mich trübe begann, indem er mir meine weltverlorene Einsamkeit recht fühlbar werden ließ: kein Brief, kein warmes Glückwunschwort, keine Blume — es ist mein dreißigster Geburtstag! — ist nun für mich zum hohen Feiertag, zum Freudenfest geworden, durch Ihre Güte für mich armen Zigeuner."

„Oh, wenn Ihr Geburtstag ist, muß ich Ihnen ja noch gratuliren," wehrte sie der ihn überkommenden Rührung, streckte ihm beide Hände entgegen und sagte einfach: „Von Herzen Glück, lieber Freund! Und da ich Sie schon ohne Blume, mit leeren Händen entlassen muß, sollen Sie wenigstens einen Wunsch aussprechen dürfen; wenn die Erfüllung bei mir steht."

„Einen Kuß!" wollte er bitten, aber die Stimme versagte, nur seine Lippen zuckten nach ihr.

Doch sie mußte ihn wohl verstanden haben.

Sie hob sich auf die Zehenspitzen, legte die Hände auf seine Schultern und küßte ihn. Dann aber war sie im Nu entschlüpft und die Thür geschlossen. Nur durch das Schlüsselloch klang noch gedämpft ein „Gute Nacht, lieber Freund!"

Allein er vermochte nicht zu antworten. Er stand und athmete ein paarmal tief auf. „Herrgott! Wie ist das Leben schön!" entrang es sich ihm jubelnd nach einer Weile, während er immer noch ihre schlanke, biegsame Gestalt zu sehen wähnte.

Plötzlich lachte er übermüthig auf: „Und ich, Narr, weiß noch nicht einmal, wie sie heißt! Nur ihre Nummer habe ich, ihre Hausnummer!"

Der Zigeuner.

Skizze von Max Hochberg-Chiampo.

Auf dem alten, grünumrankten Balkon, von dem eine kleine, schmale Holztreppe in riden verwilderten Garten führte, lag kühl der Schatten einer stämmigen Kastanie und verdunkelte die halbe Glasthür und das mittelgroße Zimmer. Das einzige Fenster, das ihm noch Licht hätte geben können, war von wildem Wein überdeckt. Ab und zu schlüpfte ein Sonnenstrahl durch das Blättergewirr und tanzte über die leichtgeäderten, schwarzbewimperten Augenlider des Langschläfers, der sie rasch hob und wieder schloß. Jetzt streckte und reckte er sich, daß die fichtene Bettstelle knackte, gähnte herzhaft, blinzelte verschlafen ins Dämmergrüne und griff mit der Hand über den Nachtisch nach der Taschenuhr an der altmodischen, goldenen Kette. Zwölf Uhr! Ja, ja, es war gestern spät geworden! Mechanisch löste er ein Blatt von dem Abreißkalender und war dann mit einem Satz aus dem Bette, fuhr in die Hosen und sah nach dem Briefkasten. War denn heute kein Brief, keine Karte für ihn eingelaufen — und es war doch sein Geburtstag! Sein dreißigster. Er dachte nach. Nein, da war niemand auf der Welt, den sein Wohl und Wehe noch anging. Die Eltern waren todt. Geschwister hatte er nicht. Seine Freunde? Die hatten ihn links liegen lassen, als er nicht gleich vorwärts kam, nicht so elegant gekleidet erschien, sie nicht mehr freihalten konnte, und das Mädchen, das er vor Jahren geliebt — das hatte sich von ihm losgesagt, nachdem er den „Oberlehrer" aufgegeben und die Aussicht auf ein reiches Erbe verloren hatte. — Pfah! Es ging auch so.

Nach einiger Zeit klopfte es, und die Wirthin brachte ihm das Mittagbrot. Es schmeckte ihm nicht. Nichts war ihm heute recht. Nun fing es auch noch an zu regnen, gerade als er fort wollte. Seinen Regenschirm — den hatte er wieder irgendwo stehen lassen. Was war auch an dem alten Sommerüberzieher zu verderben? Und sein Hut? Der wurde wie neu durch den Regen. Er rollte seine Bogenfetten zusammen, blickte noch einmal auf ein dickes Manuskript, sein Drama, sein Scherzenskind und Glückstraum, und ließ die Thür hinter sich ins Schloß fallen. Wenige Schritte durch einen Flur und dann über einen Hof, holperig, wie ein ausgewaschenes Flußbett, und nun befand er sich in der Wilhelmstraße.

Mit dem schwebenden, schwankenden Gang, den seine langen Gliedmaßen bedingten, strebte er hastig vorwärts. Den verträumten Blick etwas nach oben gerichtet, sah er nicht vor sich, traf plötzlich mit der linken Schulter hart auf einen Widerstand, einen Damenschirm, der seiner Trägerin bei dem scharfen Anprall aus der Hand fiel, und auf dessen Stock sein linker Fuß, niederfahrend, trat.

„Aber, mein Herr!" rief sie entrüstet.

Das ließ ihn stehen bleiben. Verwirrt sah er mit seinen guten, dunkelblauen Augen in ein Paar sehr kluger, grauer, zog jäh und tief den Hut und enthüllte dabei eine hohe, etwas zurückspringende Dichterstirn, in die bei der Verbeugung tiefbraunes Haar rauschte. Er stammelte eine Entschuldigung, hob den Schirm auf, den er schloß, und den abgebrochenen Griff, wobei ihm sein Manuskript entglitt, das am Boden entblätterte. Er raffte es zusammen und sagte, treuherzig wie ein Kind, das Unheil angerichtet:

„Oh, das thut mir leid! Das thut mir wirklich leid. Ja, was machen wir da nur?"

Der Gelegenheitskauf.

Von Lothar Schmidt.

„Reparaturwerkstatt! Ein- und Verkauf gebrauchter Möbel!" stand auf dem Schaufenster zu lesen. Ein kleiner Tischler hatte hier seinen Laden und hinter dem Laden die dunkle Werkstatt. Eigentlich waren es nicht nur Möbelstücke: Tische, Bettgestelle, Schränke, Stühle, Gardinenstangen, Sophas und dergleichen, was man in Fragmente aus dem Haushalt geringer Leute durch die Scheibe in dem engen Raume aufgestapelt sah. Da rechts an der Seite zum Beispiel befand sich ein kupferner Kessel und daneben ein Mahktrug aus Steingut mit zinnernem Deckel, worauf ein bunter, pausbäckiger und blondbärtiger Gambrinus zu schauen war, der ein Glas schäumenden Bieres zum Munde führte. In der linken Ecke des Schaufensters erblickte man in Gestalt einer gußeisernen Schildkröte einen Spucknapf; durch einen Fußtritt auf den Kopf der Kröte öffnete sich der Napf, um nach Empfang dessen, was ihm gebührte, sich wieder zu schließen. Dahinter trug eine schwarze Säule aus Palisanderholz den bestaubten Gipskopf des Apollo von Belvedere, der nur ein wenig an der Nase lädirt war.

Mitten unter all dem Gerümpel nahm ein verglastes Mahagonischränkchen sich wie ein seltenes Zierstück aus. Diese Vitrine, du lieber Gott, war ja nun beileibe nicht etwa ein Objekt, das den Kunstkenner hätte reizen können, immerhin aber ein behagliches Ding aus Urgroßvaters Zeiten. Ein Antiquitätenhändler hatte es hierher nach der Vorstadt in Kommission gegeben, aus guten Gründen und mit wohlberechnender Publikumspsychologie. In seinem reichhaltigen und im Zentrum des großstädtischen Fremdenverkehrs gelegenen Geschäft, wo wirkliche oder vermeintliche Kunstverständige um theures Geld Kupferstiche, Brokatstoffe, Truhen, Dogenstühle, Renaissanceleuchter kauften, würde das harmlose Schränkchen keine allzu noble Figur gemacht haben. In dem Trödelladen aber unter all dem titschigen Kram kam es sicher zur Geltung. Der schlaue Geschäftsmann hatte sich nicht getäuscht. Von tausend Leuten, die vorübergingen, blieben mindestens zehn bei der Glasvitrine stehen. Also that auch eines Tages ein gewisser Lehmann.

Aha, dachte er, feine Sache! . . . Mahagoni! . . . Biedermeier! was Alles . . . das ist ja jetzt sehr modern. Der Schaftkopf von Tischler weiß gewiß nicht, was für ein Kleinod sich da unter seinem dummen Schnickschnack verirrt hat. Dieses Kleinod bekomme ich um ein Butterbrod.

„Haben Sie zufällig einen gebrauchten Eisschrank zu verkaufen?" fragte er den Tischler.

Der mußte verneinen, wollte sich aber gern bemühen, einen solchen Gelegenheitskauf zu vermitteln, wenn man ihm blos ein paar Tage Zeit . . .

„Nein, nein," unterbrach eifrig Herr Lehmann; „ich müßte ihn sofort haben, denn meiner Frau zerläuft die Butter im Küchenspind."

Und schon hatter er wieder die Klinge in der Hand. Doch wie von ungefähr, zwischen Thür und Angel, drehte er sich noch einmal um.

„Eine alte Standuhr aus Ebenholz mit Alabastersäulen? Hätten Sie die vielleicht auf Lager?" — „Leider auch nicht, aber wenn Sie für alle Sachen schwärmen, da guden Sie sich mal das an!" Stolz deutete der Meister mit dem leimbeklebten Zeigefinger auf das Schränkchen: „Echt Mahagoni, garantirt Biedermeier . . . Sieben Mark!"

Es war dies das Doppelte des Preises, den der Antiquitätenhändler beanspruchte.

„Hm," meinte Herr Lehmann, „ich habe eigentlich keinen Bedarf dafür, aber ich will mir's überlegen . . . vorausgesetzt, daß Sie mit sich handeln lassen . . ."

Der Tischler machte ein Gesicht, aus dem man nicht erkennen konnte, ob ja oder nein, aber genommen hätte er auch sechzig . . . auch fünfzig und darunter.

Herr Lehmann versprach, in einigen Tagen wiederzukommen. Auf dem Heimwege bedachte er das Wenn und das Aber.

Theurer als er geahnt hatte war das Ding, und schließlich absolut entbehrlich. Indessen, man durfte nicht immer hinter anderen zurückstehen. Die befreundete Familie Schulze hatte eine Biedermeierkommode und die befreundete Familie Müller einen Biedermeiertisch, und sie redeten viel davon und zeigten es jedem Besucher. Häufig genug hörte er die Vorwürfe seiner Frau:

„Wir haben nichts für Innendekoration, unser Milieu ist nicht reizvoll, wir haben keine Kultur."

Zudem — und das gab den Ausschlag — irgend etwas mußte so wie so gekauft werden, denn am Ende des Monats jährte sich zum zehnten Male der Tag, an dem Lehmann seine Frau zum Traualtar geführt hatte. Ob nun aber gerade eine Vitrine das Richtige sein würde? Kaum zu Hause angekommen, nahm er sich vor, auf den Strauch zu schlagen. Er trat an jenes Tischchen im Salon, worauf einige Porzellanfächelchen standen: eine Ente und eine Katze, immitirtes Kopenhagen; eine echte deutsche Kuh, die auf dem Rücken eine große Oeffnung und im Maul ein kleines Loch hatte, und die vom Fabrikanten weniger als Zierstück denn als Sahnenkännchen gedacht war; eine Vase, gewonnen beim Würfeln zur Zeit der Kirschblüthe in Werder, ein hohler Damenstiefel, der von Berufswegen als Aschenbecher hätte dienen sollen, und eine kleine Statuette aus bronzirtem Thon, den blinden Homer darstellend. „Diese Nippes," sagte Lehmann nachdenklich zu seiner Frau, „scheinen mir hier nicht gegeignet placirt zu sein. Erstens macht das Kameel, die Anna, beim Abstäuben jedesmal etwas kaput, und zweitens brauche ich doch das Tischchen immer zum Skat. Ich denke, wenn man bei Gelegenheit mal billig zu einer . . . einer . . . na, Teufel, wie nennt man es doch . . .?

Er that, als fände er das Wort nicht.

„Vitrine!" unterbrach ihn jubelnd Frau Lehmann.

„Ganz recht, Vitrine! . . . womöglich im Biedermeierstiel . . . wenn nur das Zeug nicht so theuer wäre!"

Und um sich nicht anmerken zu lassen, was er im Schilde führte, begab er sich schmunzelnd in's Nebenzimmer.

Auch Frau Lehmann hatte Mühe, ihre Gedanken zu verbergen: eine Vitrine! . . . die Biedermeiervitrine aus Mahagoni, die beim Tischler nebenan im Schaufenster stand! Ah, jetzt endlich, nach langem Grübeln wußte sie, was sie ihrem Manne am zehnjährigen Hochzeitstage schenken würde!

Damit ihr ja niemand zuvorkäme, machte sie sich gleich auf den Weg.

„Ach hören Sie, für das Glasschränkchen, das Sie da im Schaufenster haben, hätte ich eventuell Verwendung."

Der Tischler kratzte sich den Graukopf: „Tja, liebe Dame, mit dem Stück, das ist so 'ne Sache. Ich hab es eigentlich schon so gut wie verkauft; eben war ein Baron da, der hat mir achtzig Mark dafür geboten; morgen spätestens wollte er den Handel perfekt machen."

„Hm, achzig Mark! . . . allerdings, das ist eine Stange Geld. Aber meinetwegen . . . schön, ich biete Ihnen ebenfalls achtzig Mark. Nur bitte ich Sie, sich bis zum Freitag zu gedulden, weil ich erst eine Schuld für meinen Mann einkassiren will . . ."

„Und wenn mir der Baron morgen dreiundzachtzig geben will?"

Die Begierde, die Vitrine zu besitzen, die Befürchtung, sie nicht zu bekommen, spornte Frau Lehmann zu einem außerordentlichen Entschlusse an.

„Nun denn, so biete ich Ihnen vierundachtzig bis Freitag."

Der Tischler versprach sein möglichstes zu thun, vorausgesetzt, daß bis dahin der Herr Baron nicht ein noch höheres Angebot machen würde.

Und richtig, schon am folgenden Tage erschien wieder der Herr Baron, der, wie der kluge Leser bereits errathen hat, kein anderer war als Lehmann.

„Was?" rief er entsetzt, „neunzig Mark? Gestern haben Sie nur siebzig verlangt, Mann Gottes!"

„Tja," erwiderte seelenruhig der Tischler, „das war gestern. „Inzwischen sind vierundzwanzig Stunden vergangen. Je älter, desto theurer! Das ist eben nicht anders mit antiken Sachen."

Nach vielen Hin- und Herreden erbat sich Lehmann eine abermalige Bedenkzeit. So ging es fort, denn Frau Lehmann wollte dem Herrn Baron durchaus nicht die Vitrine im Biedermeierstil gönnen.

Mittlerweile rückte der Hochzeitstag immer näher heran, und jeder der beiden Gatten überbot in heimlicher, unbewußter Konkurrenz den anderen, bis endlich Lehmann die Vitrine um einen Hundertmarkschein erstand. Dieser Tag brachte beiden zugleich aber auch die verblüffende Aufklärung der ungewöhnlichen Preissteigerung. Da gelobten sie sich einander nie wieder überraschen zu wollen, weder zur Silberhochzeit, noch zur goldenen, und sie nahmen mitsammen die Porzellansachen, die Ente und die Katze, die Kuh und den Damenstiefel, die Vase und den Homer, und stellten sie hinein in die Vitrine.

Dora.

Eine lustige Militärgeschichte von Curt Viebig.

Der Herr Oberst und mit ihm die Herren Stabsoffiziere hatten das Kasino verlassen. Das Liebesmahl hatte den sogenannten todten Punkt überwunden. Man schwamm im Sekt, Burgunder, Rhein und Mosel. Alles war in fröhlichster Stimmung. Doch einer kam heute gar nicht aus sich heraus. Hans Bauer, der rangälteste Oberleutnant des Grenadier-Regiments v. Leuthen, saß sinnend schon lange vor einem Glase Sekt. Er mundete ihm heute nicht.

„Prosit, alter Junge, na warum so traurig?" Lächelnd rief der Regimentsadjutant v. Bergwitz die Worte seinem alten Freunde zu. Doch dieser nickte nur stumm hinüber. Ein kurzer Schluck, dann wieder das tiefsinnige Brüten. Bergwitz jammerte der alte Kerl, und schon hatte er neben ihm Platz genommen.

„Sag, was plagt Dein Königlich Preußisches Oberleutnantherz?"

„Erstens habe ich gar kein Herz mehr, zweitens, es ist ja ausgeschlossen, einfach ausgeschlossen!"

„Aber, alter Junge, was meinst Du denn eigentlich? Na, Du hast wohl heute Deinen Moralischen; was ist denn nur los?"

„Das ist vorzüglich, das ist blendend, Du machst die Regimentsbefehle und weißt nicht den Grund, warum ich einen Moralischen habe. Mensch, ich verstehe Dich nicht." Stier ging der Blick zum Adjutanten hinüber. Der Adjutant schien trotz der vorgerückten Stunde Gedanken lesen zu können.

„Ach, Du meinst die Besichtigung? Ja, Du mußt doch als ältester Ober die Kompagnie führen. Hauptmann v. Lettow ist fort, Du bleibst daher übrig. Zu den Strafarbeitern, zur Schießschule, zum Reserve-Regiment, alles wolltest Du nicht. Na also, jetzt rächt es sich."

„Mensch, aber es geht nicht, ich kenne keine Menschenseele in der Kompagnie. Weiß überhaupt gar nicht, wo die stolze Dritte liegt."

„Na, das ließe sich ja feststellen. Doch nun ertränke Deinen Kummer, alles Huhn, die Sache wird schon schief gehen!"

„Sie wird auch schief gehen, mir ist es egal, ich gehe jetzt nach Haus. Katschmareck, Polorowicz, Adameck, Szczymczack, Jesus Maria!"

Wie von einer Tarantel gestochen, fuhr er in die Höhe, doch Bergwitz drückte ihn wieder nieder.

„Du wirst ja garnicht oder nur einige Sekunden besichtigt."

„Ausgeschlossen, das ist gar nicht möglich. Ich gehe, Du kannst Deinem alten treuen Kampfesbruder nicht mehr helfen. Versicherungsagent, gebrochene Knochen, Hochstapler, Zuchthaus!"

„Junge, Du redest irre. Wetten, daß Du nicht besichtigt wirst?"

„Jrrsinniger Mensch. So eine Wette giebt es gar nicht. Doch ich wette, denn dann mache ich wenigstens ein Geschäft und kann meinen Reinfall ordentlich gratis begießen."

„Von, ich wette, daß Du nicht reinfällst."

Die Wette wurde abgeschlossen, und schwer beladen wankte die leibliche Hülle des Oberleutnants Bauer gegen Morgen heimwärts. Der Geist war schon längst schlafen gegangen.

Vergessen war die Besichtigung, die in drei Tagen bevorstand.

— — — — — — — — — — —

„Wachtmeister Krause!" — „Herr Oberleutnant!"

„Also, Wachtmeister, ich komme wegen der Gäule für die Besichtigung. Besonders für Excellenz muß es ein sehr friedliches Pferd sein. Na, also Vorschlag."

Oberleutnant v. Bergwitz ging mit dem Wachtmeister der 1. Batterie der reitenden Abtheilung des Feld-Artillerie-Regiments No. 99 den Stall entlang. Hier und dort wurde ein Pferd besprochen.

„Ein sehr guter Kerl, lammfromm und gute Gänge."

Sie schritten weiter. Man kam an einem schönen großen Rappen vorbei.

Der Wachtmeister überging das Pferd.

„Wie ist er denn!"

„Die klebt, Herr Oberleutnant. Doch sonst ein famoses Pferd. Ein sicherer Reiter wird sehr gut mit ihr fertig. Aber . . ."

„Mein lieber Krause, eine preußische Excellenz kann wohl ein friedliches Pferd gebrauchen, doch nie und nimmer ein Lamm. Excellenz pfeift mich, Herrn Oberst, Sie und alle nacheinander an. Die anderen Pferde suchen Sie dann alleine heraus. Ich muß fort."

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant! Also die Dora für Excellenz."

Etwas ungläubig schaute der Wachtmeister Krause dem Adjutanten nach. Doch gehorchen, das war die Parole, und die Mutter der ersten that dies immer. Also raus mit dem Batteriebuch!

Es war ein sehr molliger Morgen, wie sich Oberleutnant Bauer ausdrückte, als er am Besichtigungstage mit der stolzen Dritten die Kaserne verließ. Seine Kompagnie sollte die letzte sein, die Exzellenz besichtigte. War es ein Glück oder war es ein Unglück? War Exzellenz guter Stimmung, ja dann ging es schnell, war es aber nicht der Fall, dann . . . Doch jetzt hatte er genug. Langsam ging es dem Exerzierplatze zu. Er war erreicht. Man harrte der Befehle. Noch wurde die vierte Kompagnie besichtigt. Doch da war es schon zu Ende. Man trabte heran. Die Kompagnie stand. Grundgütiger Himmel! Was nun werden würde, das wußten Petrus und die heiligen Götter im Olymp. Doch nur die Ruhe behalten.

Mit vornehmer, ruhiger Eleganz kam der Stab angetrabt. Exzellenz schneidig voran. Du rothbehostes Menschenkind, wenn Du doch von diesem Platze plötzlich verschwinden würdest, das wäre die einzigste Rettung. Katschmareck, Polorowicz, Szczymczack — und immer wieder und wieder die edlen Namen der östlichen Landesbrüder.

Exzellenz hatte die Kompagnie erreicht. Oberleutnant Bauer meldete und die Aufstellung war vorzüglich. Jetzt sollte die Besichtigung geschritten werden. Ein flehender Blick zu Bergwitz, dieser hatte nur ein schelmisches Lächeln. Der Befehl wurde gegeben. Bauer wiederholte ihn. Die Kompagnie trat an. Doch wo blieb die Rettung? Bergwitz, rette mich oder ich bin verloren! Bis in die Malde dort bringe ich die 120 Grenadiere, dann sterbe ich mit ihnen.

Kaum war dieser Gedanke dem Hirn des geplagten Ober entsprungen, da ertönte leise in der Ferne, fast unhörbar, ein Signal. Doch Bauer war zu unmusikalisch; er hörte nicht, was es bedeutete. Sicher